

»STATION 17« ON TOUR

# Geniale Dilettanten

**Der Sänger hat einen schweren Sprachfehler, der Gitarrist spricht am liebsten mit Kühen, und die meisten Musiker wissen nicht einmal, was Noten sind. In der Hamburger Band »Station 17« rocken behinderte und nicht-behinderte Künstler gemeinsam – irre laut und irre gut**

Von Christian Krug

**W**illy Müller weiß, wie man Trucker anfunkt: »Der grüne Lkw da hinter uns auf der A 7 Richtung Hannover. Bitte mal kommen. Hier spricht der Schwarze Panther.« – Krr, Krr, Krr antwortet das grüne Kinder-Walkie-talkie. »Los, du Saufnase. Hier spricht der Schwarze Panther in dem Bus vor dir. Gleich komm' ich und mach dir Beine. Ich spreng dich deine Karre in die Luft. Over, du Döskopp.«

Der kleine Mann, der mit seinen 95 Kilogramm starke Ähnlichkeit mit einem Michelinmännchen im Cordanzug hat, könnte sich kaputt lachen. Die Welt des Schwarzen Panthers könnte nicht schöner sein. Er ist mit sieben behinderten Freunden und acht »normalen« Musikern der Band »Station 17« auf Deutschland-Tournee.

Willy Müller ist »kein Bekloppter«, wie er betont. Als Kind kam er in die Hamburger »Alsterdorfer Anstalten«. Keiner weiß mehr, warum. Von den da-

maligen Pflegern, erzählt er, sei er geprügelt worden, mißhandelt, mit Elektroschocks »therapiert«, mit Psychopharmaka zuge-dröhnt. »Warum ich überhaupt noch am Leben bin«, sagt der 42jährige, »weiß ich nicht.« Erst in den siebziger Jahren besserten sich die Zustände für die Bewohner der damaligen Irrenanstalt. Sie begannen, Teile des Heims selbst zu verwalten, trafen sich in Wohn- und Freizeitgruppen.

Vor fünf Jahren entdeckte Willy Müller sein Talent an der Trommel. Damals gründete der Rockmusiker und Heilerzieher Kai Boysen gerade das Musikprojekt »Station 17« und suchte nach begabten Behinderten in der Anstalt. Als Künstler reizte ihn immer »genialer Dilettantismus«. Musik mit Behinderten, glaubte er, sei davon »die denkbar radikalste Form«. Er fand Neurotiker, Epileptiker, Schizophrene, Verwirrte, Verstörte und Zurückgebliebene, brachte sie mit Profimusikern zusammen, ließ sie drauflos spielen und hör-

te zu.

In dieser »pädagogik-freien Zone« entstanden zwei CDs. Keine Behindertenmusik, kein liebliches Aktion-Sorgenkind-Gedudel, sondern ein Cross-over aus Freejazz, Avantgarde und Rockmusik. »Wir haben keinen therapeutischen Ansatz«, sagt Boysen, »sondern einen marktorientierten. Wir sind eine ganz normale Band und wollen keinen Behindertenbonus.«

**N**atürlich ist Station 17 keine ganz normale Band. Das merkt man spätestens im Tour-Bus. »Alles mal herhören, Leute«, ruft da der Drummer und Sozialpädagoge Thomas, »nicht hier auf die Sitze pissen. Wir halten später an. Ich habe keinen Bock, eure Schweinereien ständig wegmachen zu müssen. Ist das klar?« »Ganz genau«, sagt Hans Jürgen Witt. »Und du, Hannes«, fällt Thomas ihm ins Wort: »Du sabbelst mir nicht den Busfahrer zu, daß wir im Graben landen. Hast du verstanden, Hannes?« Hannes

nickt heftig mit dem Kopf.

Es wird nur wenige Menschen auf der Welt geben, die mehr reden als Hannes. Und da er nicht immer Menschen findet, die ihm zuhören, redet er auch mit Kühen. »Mit denen habe ich mich immer gut verstanden«, sagt er. »Die merken schnell, wie ich bin. Ich bin ganz gut.«

Für die Tour hat der Epileptiker seinen neuen Kopfschutz aus Stahl mit gefüttertem weißem Leder aufgesetzt. »Man muß als Musiker ja auch schick sein«, sagt er. Sänger Uwe Bender stellt in dieser Hinsicht alles in den Schatten, was dieses Jahr deutsche Bühnen betreten hat. Der Zwei-Zentner-Mann trägt einen lila Anzug aus Polyacryl, durchblitzt von einem neongrellen Streifengewitter. Dazu Nietenarmbänder, die ihm bis zu den Ellenbogen reichen, und eine weiße Kapitänsmütze. Karl Heinz Ott ist Uwe Bender in modischen Fragen dicht auf den Fersen. Er trägt in dieser Saison gerne ein Hirschgeweih aus Schaumgummi.

So schrill kommen die »Gesunden« nicht daher, die diesmal mit den Alsterdorfern in 14 Tagen eine Zehn-Städte-Tour machen. Bei den acht Gesunden ist eine rote Jacke schon das schrägste Outfit. Und die trägt der Mann am Mischpult.

Daß Bandleader Kai Boysen die Truppe jedesmal pünktlich auf die Bühne bekommt, bezeichnet er als »das größte Wunder von Station 17«. Jede Skkunde kann jemand einen epileptischen Anfall, einen Heulkampf oder Wutausbruch bekommen. Michael Schiappkohl kann sich, wie so oft, einfach auf die Straße setzen und sich für Stunden nicht von der Stelle bewegen lassen; ein falsches Wort, eine falsche Geste, und Karl Heinz Ott zerreißt Hemd und Hose in stiller Wut. Erklärende Ansprachen ans Publikum gibt es nicht. »Wir sind keine Freakshow«, sagt Kai Boysen. »Unsere Konzerte sind auch keine Anleitung für die Freizeitgestaltung mit Behinderten. Wir machen einfach gute Musik.«

Ihren ersten Auftritt haben sie in einem Krankenhaus in Stadtroda in der Nähe von Jena. Die Veranstalter haben Schnittchen geschmiert. Der Vorverkauf lief schleppend, aber 50 bis 100 Besucher kommen doch noch in den Festsaal. Viele Sozialarbeiter mit ihren Kindern. Pädagogisches Fachpublikum. Für Kai Boysen immer »der Horror«.

Dagegen helfen nur harte Rhythmen und ein bißchen Anarchie. Der Schwarze Panther an der Holztrommel hat Sonnenbrille und Cowboyhut angelegt. Uwe Bender, ganz Frontman, stampft mit seinen Klumpfüßen den Takt, wiegt seinen

massigen Oberkörper und legt los. Seine Lieder handeln von Alltagsorgen, von der Liebe und seinem Leben als Maler und Musiker.

Nur versteht keiner ein Wort. Denn Uwe hat einen Sprachfehler. Sein Gesang klingt wie eine rückwärts abgespielte Schallplatte. Die angestregten Pädagogen-Gesichter spiegeln Erstauen. Michael Schlappkohl, der erst im zweiten Teil auftritt, nutzt die Zeit, um im Publikum ein Tänzchen zu wagen. Die erste Frau ist erschrocken, aber sichtlich amüsiert, mit dem Mongoloiden in Jogginghose und Gummischuhen Arm in Arm über das Parkett zu drehen. Bei der zweiten Dame ist er noch mutiger und versucht ihr mit sanfter Gewalt einen Kuß auf die Lippen zu drücken. Sie kann sich gerade noch entwinden. Schon sucht »Schlappi« neue Partner, stürmt auf die beiden Mädchen zu, die hinter der Theke stehen. Die laufen in die Küche und verstecken sich. Die Sozialpädagogen lachen. That's Entertainment.

Mittlerweile ist die Rockfraktion schwer in Fahrt. So muß ein bemanntes Raumschiff klingen, das gerade zwischen Meteoriten zerrieben wird. Andi Lehrke, mongoloid wie Michael Schlappkohl, schlägt auf einen Haufen Altmittel ein, ruft immer wieder seine Lieblingsworte »Kakak« und »Autobahn« ins Mikro. Immer schneller, immer heftiger. Bis er stoppt, seinen Körper still vor und zurück wiegt und leise den Songtitel ansagt: »Das ist das Lied der Doofen.« Einer lacht im Publikum. »Lach nicht so«, herrscht Andi ihn an. Das Lachen verstummt.

Nach der Show weint der Schwarze Panther. Steht auf dem Parkett mit seinen

Klöppeln in der Hand und ist ganz verzweifelt. »Das kann unsere letzte Tour sein«, erklärt er. »Vielleicht gibt es Station 17 bald nicht mehr, und dann habe ich gar nichts, worüber ich mich noch freuen kann. Die Band ist doch meine einzige Familie, die habe ich doch ganz lieb.«

Ob das Projekt Station 17 tatsächlich eingestellt wird, entscheidet sich in diesen Tagen. Bandleader Kai Boysen hat Schwierigkeiten, die Anstaltsleitung für weitere Unterstützung zu begeistern. Und so ganz ohne Hilfe kommt die Band nicht über die Runden. Dazu sind die Einnahmen zu gering.

Deshalb reicht es bei der Tour oft nur zu Übernachtungen in Jugendherbergen. Damit ist auch meistens die Toleranzgrenze der Profimusiker erreicht. Sie wollen lieber in wilden Kneipen ein paar Joints rauchen, ein bißchen Rock'n'Roller sein, anstatt die Behinderten auszuziehen, zu waschen, einzucremen und ins Bett zu bringen. »Ich bin hier als Musiker engagiert«, sagt Bassist Giesbert Kellersmann, »mit Inkontinenz-Problemen habe ich nichts am Hut.«

Rockfestival in Dresden. Station 17 spielt mit internationalen Avantgarde-Bands in der Panzer-Montagehalle einer stillgelegten Russenkaserne. Über 1000 Zuschauer. Bassist Giesbert, seit mehr als 20 Jahren Musiker, ist aufge-regt. »Scheiß Lampenfieber«, sagt er und dreht sich mit zitternden Händen die nächste Zigarette. Hannes schaut ihn verständnislos an. »Ich bin gut drauf, und das ist bei einem Musiker das wichtigste, Giesbert. Du mußt

ganz genau gut gelaunt sein, sonst gelingt dir deine Musik nicht.«

Ein bißchen Angst hat auch Kai Boysen vor dem Auftritt. »Man weiß nie, wie die Leute auf uns reagieren«, sagt er. »Viele argwöhnen, daß wir die Behinderten ausbeuten. Die sehen nur: Mongos werden auf die Bühne geführt, man drückt ihnen Mikros in die Hand, und sie rufen »ugagagag«.« Sie können nur schwer ausdrücken, welchen Spaß sie dabei haben. Das führe zu Mißverständnissen.

Vor dem Auftritt ruft Hannes schnell noch seine Mutter an: »Ich spiele heute Gitarre, Mama. In Dresden. Das kann ich nämlich ganz gut.« Das ist natürlich übertrieben, aber er liebt es, Gitarre zu spielen. Besonders die Pose gefällt ihm. Der Klang ist ihm egal. Damit die Band bei dem Geschrammel nicht völlig aus dem Takt kommt, haben sie ihm heimlich nur A-Saiten aufgezogen. Damit klingt er wie ein Grunge-Rocker aus Seattle mit zuviel Speed in der Blutbahn.

Doch seine wahre Stärke entwickelt Hannes am Keyboard. Da schweben seine Hände theatralisch über die Tasten, da wiegt sein Kopf wie in Trance der Melodie hinterher, da macht er Kunstpausen wie ein Konzertpianist. Und man ver-gißt für einen Moment, daß er auf diesem Instrument nie eine Ausbildung hatte, keine Noten lesen kann und noch nicht einmal sagen könnte, welche Art von Musik er eigentlich spielt. »Schöne Musik« – einen anderen Ausdruck kennt er nicht. 

✕ ©